

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 42 (1966-1967)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Ideen führen weiter - wenn sie den Umständen entsprechen : kleine und grosse Geschichte in der Pilzkonservendose  
**Autor:** Stofer, Joseph  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079678>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Kleine und große Geschichte in der Pilzkonservendose

**D**er Pilz ist in der Weltgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts zu trauriger Berühmtheit gekommen. Doch nicht vom Atompilz in Hiroshima oder Nagasaki soll hier die Rede sein, sondern davon, wie sich europäische Geschichte und schweizerische Politik im Aufbau einer Pilzkonservenfabrik spiegeln.

1927, zwei Jahre vor der großen Weltwirtschaftskrise, kam ich als Vertreter der französischen Champignon-Konservenfabrik H. Navarre in Angoulême in der ganzen Schweiz herum. Der Pilzkonsum war bei uns eine Folge des Ersten Weltkrieges. Vor 1914 hatten ängstliche Leute bei uns keine Pilze gegessen. Solch schlampiges Pilzzeug, hörte man, war recht für «Tschingen» oder «Polaken». Im Weltkrieg hatten dann aber auch die Schweizer gelernt, alles Eßbare zu verwerten und erkannt, daß Pilze nicht nur ein Notbehelf sind, sondern eine Delikatesse.

Bei einem Besuch des Basler Comestible-Geschäfts Gebrüder Renaud gab mir das Schicksal einen Wink. Eduard Renaud bat mich, für ihn fünfhundert Dosen Eierschwämme der Firma Otto Schermann in Königsberg (Ostpreußen) zu verkaufen. Es waren saubere und gut sortierte Pilze, vortrefflich in Aroma und Geschmack. (Als Aroma bezeichnet man das «Bouquet», das Parfum des Pilzes, von Geschmack spricht man in Bezug auf den Gaumeneindruck beim Essen.) Die Pilze fanden großen Anklang: «Herr Stofer», sagten die Detaillisten, «die Leute kommen mit der Etikette, sie wollen wieder die gleiche Marke.» Ich begann darauf, wagonweise Pilze in Königsberg zu beziehen. Dadurch wurde Ostpreußen neben Frankreich zu meiner zweiten wichtigen Auslands-Verbindung.

**Glückhafte Gründung in düsterer Zeit**

Aber die geschichtlichen Ereignisse der zwanziger und dreißiger Jahre, sowohl die schweizerische Innenpolitik wie auch die geschichtliche Entwicklung in Europa, schoben mich weiter. Ich weiß: was ein richtiger Ge-

schäftsmann ist, spricht nicht von «Geschobenwerden», sondern von «Initiative». In meinem Fall bestand indessen die Initiative vor allem darin, daß ich mich immer wieder habe anpassen können.

1929 kam die Weltwirtschaftskrise. Sie brachte der Schweiz eine vermehrte Schutzzoll-Politik. Im Jahre 1933 fanden die schweizerischen Konservenfabriken (und die hinter ihnen stehende schweizerische Landwirtschaft), die Importe an Gemüsekonserven – vor allem die Einfuhr von Erbsen und Bohnen aus Belgien und Frankreich – seien zu reduzieren. Das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement in Bern gab nach; auch die Einfuhr von Pilzkonserven wurde dadurch gehemmt.

Doch zeigte sich ein Ausweg. In Salzlake als Halbfabrikate eingelegte Pilze in Fässern und Holzbottichen fielen unter eine andere Zollposition und waren kontingentfrei. Um sie in der Schweiz in Dosen abzufüllen, entstand 1934 in einem Schopf an der Oristalstraße in Liestal die Pilzkonserven-AG. Das Aktienkapital betrug 5000 Franken. Hauptaktionär war der Lieferant Otto Schermann in Königsberg.

Inzwischen, 1933, war in Deutschland Hitler zur Macht gekommen und die Stiefel der SA hallten in den Straßen. Otto Schermann, ein Jude, kam in die Schweiz und emigrierte von hier aus in die USA, wo er zusammen mit seiner Familie neue Konserven-Fabriken gründete. Den Betrieb in Liestal verkaufte er mir. Damit wurde ich 1935 Pilzkonserven-Fabrikant.

Daneben baute ich meine Vertretungen aus: außer der Vertretung der Firma Navarre für französische Champignons vertrieb ich auch die Marmelade der englischen Firma Chivers and Sons, die Schokoladen der Firma Perugina, die Teigwaren der Firma Buitoni und schließlich auch noch die Fischmarinaden der Firma Lisner und Söhne, Wesel am Rhein. Ausserdem handelte ich mit getrockneten Steinpilzen, Morcheln und Lorcheln. Diese Pilze kamen vorwiegend aus Jugoslawien, Polen und dem Burgenland;

sie wurden in Plastikbeuteln gehandelt.

Hauptlieferant meines Halbfabrikates wurde ein Schwager Otto Schermanns. Seine Firma befand sich in Wilno, Litauen. Da brach 1939 der Zweite Weltkrieg aus. Mein Lieferant weilte in jenen Tagen geschäftlich in England. Er zog es vor, nicht mehr nach Wilno zurückzukehren. Uns aber war das Glück noch einmal hold. Im August 1939, wenige Tage bevor die deutschen Truppen in Polen einmarschierten, konnte ich eine Sendung von hundert Fässern Eierschwämmen schadenlos am Badischen Bahnhof in Basel übernehmen. Es war noch ein Restposten der Ernte 1938, der so vortrefflich konserviert war, daß weniger als fünf Prozent der Partie ausgeschieden werden mußte. Das war für viele Jahre die letzte Sendung aus dem Osten.

Auch aus dem Westen schrumpften im Lauf der Kriegsjahre die Importe. Der Pilzhandel brach zusammen. Noch blieben uns die Perugina-Schokoladen und die Teigwaren der Firma Buitoni, bis auch diese italienischen Fabriken unter den Bomben litten und die Exporte einstellen mußten. Mein letzter größerer Teigwaren-Import in der Kriegszeit bestand aus zwei Sendungen Nudeln und Spaghetti der 1938 in den USA gegründeten Buitoni-Tochterfabrik. Die Teigwaren wurden durch eine Berner Großfirma für die vielen italienischen Internierten verwendet, weil diese die landesüblichen Kartoffeln nicht zu schätzen wußten. Dann war auch damit Schluß; ich war ein Lebensmittel-Importeur ohne Importe.

**Us aignem Wasser**

Am Morgen eines Vorsommertages des Jahres 1940 griff das Schicksal wiederum sozusagen persönlich ein. Meine Basler Tramlinie, die Eins hatte Verspätung, und ich verpaßte den Schnellzug nach Bern. Im Bahnhofbuffet tat ich etwas, was ich sehr selten tue, ich las den «Bund». Dabei stieß ich, stets vom Zufall gegängelt, auf einen Artikel, in welchem zu lesen war, daß die Paritätische Kommission

# wenn sie den Umständen entsprechen

Von Joseph Stofer

für den Handel mit Süßwasserfischen die Frage studiere, wie man die großen Frühjahrsfänge von Fischen aus den Schweizer Seen verwerten könne. Die Kommission war zum Schluß gekommen, man sollte diesen Fischanfall unbedingt konservieren, durch Marinieren oder Räuchern oder auf sonst eine Art. Als Präsident der Kommission zeichnete Professor Steinmann in Aarau.

Das wäre etwas für uns, sagte ich mir.

Die glücklichen Zufälle waren noch nicht zu Ende. Frau Professor Steinmann, der ich sogleich telefonierte, konnte ihren Mann ausgerechnet in Basel erreichen, und kurze Zeit später erschien er persönlich im Buffet.

Als Vertreter einer deutschen Fischmarinaden-Fabrik kannte ich die Branche, und die einfachen Installationen in Liestal konnten für den Anfang genügen. Professor Steinmann riet mir, mich an die Arbeit zu machen. Ich besuchte die Jahresversammlung der Berufsfischer im Kongreßhaus in Luzern und konnte dort mit den Fischern persönlich Kontakt aufnehmen. Ich lernte da auch den Adjunkten des eidgenössischen Amtes für Jagd- und Fischereiwesen, Matthey-Doret, kennen. Auf meine Frage, ob denn im Fall des Aufbaus einer Industrie für Fischkonservierung aus den Schweizer Gewässern auch mit genügenden Fischlieferungen gerechnet werden könne, gab er zur Antwort: «Sie brauchen die Fischer nur anständig und innert geziemender Frist zu bezahlen, und Sie werden Fische bekommen, soviel Sie nur wünschen.»

Das ließ sich hören. In Liestal machten wir die ersten Proben – und gleichzeitig begannen die ersten Schwierigkeiten. Von Bern erhielten wir Bescheid, Blechdosen dürften wegen Knappheit an Weissblech für die Fischmarinaden nicht gebraucht werden. Wir mußten also Glaspackungen verwenden. Das bedingte stärkere Harasse für den Bahntransport, und es war nicht leicht, jemanden ausfindig zu machen, der mir solche liefern konnte. Die schweren Harasse wieder-

um verursachten hohe Tara und erhöhten damit die Transport-Spesen.

Die ersten Gläser unserer Fisch-Konserve gingen zur Kontrolle an das eidgenössische Veterinäramt in Bern, dem die Produktion unterstellt war. Als ich einige Wochen nichts hörte, ging ich selber nach Bern, um mich nach dem Befund zu erkundigen. Voller Enthusiasmus sagte der Vorsteher, Professor Flückiger: «Nur drauflos, diese Marinaden haben sich wochenlang trotz der Wärme des Raumes vortrefflich gehalten.»

Das war der Startschuß. Bis anhin waren wir eigentlich eher pessimistisch gewesen. Wir wußten aus vieljähriger Erfahrung, daß sich das eidgenössische Veterinäramt etwas ganz Neuem gegenüber meist ablehnend verhielt. Inzwischen hatte sich aber die Lage geändert. Die Lebensmittel-Importe stockten, und die Furcht vor einer möglichen Lebensmittelknappheit veranlaßte die Behörden, alle Anregungen zu begrüßen und alle Anstrengungen zu unterstützen, die auf eine Besserung des Lebensmittelmarktes hinausliefen. Wir gehörten zum großen Aufbauwerk der Kriegszeit, allerdings in ungewöhnlicher Form. Wir zogen die Nahrung nicht «us aignem Bode», sondern «us aignem Wasser».

Der Aufbau eines neuen Industriezweiges kostet Geld. Die hygienischen Vorschriften bestimmen, daß die Räume einer fleischverarbeitenden Firma – und in diesem Sinne sind Fische auch Fleisch – gekachelt sein müssen. Es war die Frage, ob sich Investitionen in unserem Liestaler Hinterhaus noch lohnten. Ich befürchtete, daß die Besitzer und Mieter der umliegenden Wohnhäuser sich über den Fischgeruch beschweren könnten. Ausserdem hatte ich für je hundert Kilogramm Fische zehn Franken an die Schulden des neuen Schlachthofs von Liestal zu bezahlen – Fische sind Fleisch, hin oder her, auch wenn sie natürlich nicht im Schlachthaus geschlachtet wurden! So suchte ich denn ein neues Objekt.

Bei einer Vorsprache auf der Hypo-



## Ideen

thekarabteilung der Basellandschaftlichen Kantonalbank sagte ich zu Direktor Stöckli: «Ich sehe seit Jahren vom Zuge aus bei der Durchfahrt in Pratteln im Felde draussen die Möbelfabrik Schwald, in der nächsten Nähe des Güter- und Personenbahnhofes gelegen, ein langgestreckter Flachbau. So etwas, denke ich mir, wäre für meine Pläne geeignet.»

«Wenn Sie glauben, daß dieses Objekt ihren Wünschen entspricht, können wir es Ihnen verschaffen. Wir brauchen Herrn Schwald nur zu benachrichtigen, wann Sie es zu besichtigen wünschen.»

Und so geschah es. Am Abend des 31. März 1941 wurde vor dem Gemeinderat von Pratteln die Handänderung vorgenommen.

Im August 1941, als im ganzen Land herum der 650. Geburtstag der Schweiz gefeiert wurde, waren wir fabriktionsbereit. Zu unserem Schreck blieben die Fischlieferungen plötzlich aus. Tag für Tag mußten wir die Neueingestellten Arbeiterinnen wieder nach Hause schicken. Die Comestibles-Geschäfte hatten begonnen, den Fischern ihre Beute abzunehmen, weil die vielen, zum Teil wenig bemittelten Flüchtlinge, die der Krieg in unser Land getrieben hatte, billige Fischarten verlangten.

In der Not kaufte ich von ungarischen Teichgesellschaften kleine Süßwasserfische. Ich hatte aber wenig Glück. Diese Fische hatten so stachelige Flossen, daß meine Arbeiterinnen sich beim Zurüsten immer wieder nur langsam heilende Verletzungen zuzogen, so daß stets einige Frauen nicht arbeitsfähig waren. Auch mit den Albeli (Kleinfelchen) hatte ich, nachdem ich wieder einige Tonnen erhalten konnte, Schwierigkeiten. Es zeigte sich, daß ihr zartes Fleisch die Marinade auf die Dauer nicht ertrug. Das Fischfleisch zerfiel, die sonst appetitlich klare Marinade wurde milchig und wirkte unansehnlich.

Hingegen bereiteten die billigen Ruchfische, die Schwalen, uns eine freudige Überraschung. Der Frisch-

fischhandel – das Wort ist beinahe ein Zungenwetter – hatte für diese Sorte, der vielen kleinen Gräte wegen, wenig Interesse. Beim Verarbeiten ergab sich dagegen, daß sich die Gräte jeweils einige Tage nach dem Marinieren auflösen und ein sehr weißes, schmackhaftes, gratloses Fleisch zurückbleibt, welches der Weißwein-Marinade widersteht. So konnten wir dem kalorienhungrigen Lebensmittelhandel der Kriegszeit eine Fischart zuführen, die vordem kein Interesse gefunden hatte.

Auch dank unserem zweiten Konservierungsverfahren, dem Räuchern, konnten wir dem Fischhandel aus einer Verlegenheit helfen. In der Karwoche 1941 war es den schweizerischen Importeuren von Meerfischen lediglich möglich, den sogenannten Dornhai zu importieren. Nun ist die Karwoche bekanntlich die Hauptverbrauchszeit für Fische. Mit diesem Dornhai aber wußten die Hausfrauen nichts anzufangen. Er war für unsere Begriffe viel zu fett und, gesotten oder gebacken, dem Schweizergaumen zuwider. Die Importe von Dornhai drohten für den Fischhandel ein schlimmes Fiasko zu werden. So wurden wir denn als Retter in der Not angefragt, ob wir für diesen unverkäuflichen Fisch nicht irgendeine Verwendung hätten.

Dabei erinnerte ich mich, daß ich einmal in der Fischhalle Wiedikon diesen Fisch geräuchert im Schaufenster gesehen hatte. Es waren in Streifen geschnittene Filets, die, hellbraun geräuchert, sich kringelten und als Schiller-Locken bezeichnet wurden. Wir nahmen nun auch diese Art der Räucherei auf und hatten damit den besten Erfolg. Es war die Zeit, da alles Geräucherte knapp, Speck zu einer Seltenheit geworden war. Am Comptoir 1942 in Lausanne gingen unsere Schiller-Locken weg wie frische Weggli.

Auf den schweizerischen Briefmarken stand in jenen Jahren der Satz: «Zum Durchhalten Altstoffe sammeln». Auch was wir machten, diese Entdeckungsfahrten in ernährungswirtschaftliches Neuland, diente dem

Durchhalten. Wir sind stolz auf diesen unseren Beitrag zur Landesverteidigung. Trotzdem war ich froh, als ich mich wieder vermehrt dem uns seit Jahrzehnten vertrauten Produkt, den Pilzen, zuwenden konnte. Allerdings blieben mir auch dort gewisse Schwierigkeiten nicht erspart.

### Zu großer Segen mitten im Mangel

Im September 1944, kurz nach dem Eidgenössischen Bettag, hatten wir ein glücklicherweise einmaliges Erlebnis. Der außergewöhnlich sonnige und warme September und die kurz vor dem Bettag einsetzenden Gewitterregen begünstigten den Pilzwuchs in einem Maße, wie man es vorher oder nachher nie erlebt hat. Vor allem die Steinpilze gediehen – und zwar fast in der ganzen Schweiz.

Meine beiden Söhne waren mobilisiert. Außer einigen Arbeiterinnen blieben für die Arbeit in meinem Betrieb lediglich zwei Männer: ein polnischer Internierter und ich selber. Der Lagerschopf war nicht verfügbar; dort war neuerdings Militär einquartiert. Es waren die Monate, da in der Nordwestecke unseres Landes besonders viele Truppen zusammengezogen waren, weil man befürchten mußte, aus Frankreich zurückgedrängte Deutsche oder vordringende Alliierte oder Flüchtlinge würden über die Grenze drücken.

Und in diesen Tagen brach der Segen gewaltsam über uns herein. Von überall her erhielten wir Tag für Tag Sendungen frischer Steinpilze, per Bahn und per Post, in Körben, aber auch in luftdicht verschlossenen Handkoffern, in Kisten, Schuh- und Hutschachteln, in Harassen und Früchtekörbchen. Die wenigsten Sendungen ertrugen den Transport; der größte Teil kam gärend, einen üblen, penetranten Geruch verbreitend, manchmal sogar eine braune Brühe ausstoßend, in Pratteln an.

Unaufhörlich klingelte das Telefon. Bahnhof oder Post teilten mit, es seien wieder so und so viele Sendungen von Pilzen eingetroffen, ihr Gestank verpeste die ganze Umgebung, wir



möchten die Pakete schleunigst abholen.

Bestellt hatten wir keine dieser Sendungen, sie wurden uns einfach zugestellt. In unserem Betrieb türmten sich die übelriechenden Gepäckstücke zu hohen Stößen. Zu verwerten waren nicht einmal zehn Prozent der eingehenden Lieferungen. Die Arbeiterinnen konnten wegen des Gestankes nicht mehr arbeiten, mehrere mußten sich übergeben.

Glücklicherweise half uns das im Lagerschopf einquartierte Militär. Die Soldaten huben hinter dem Fabrikgebäude eine große Grube aus. Wir mußten etwa dreitausend Kilogramm gärende Steinpilze dort vergraben. Leider lehnte es das Schweizer Radio ab, nach den Mittagsnachrichten bekanntzugeben, man möge keine Pilze mehr nach Pratteln senden, da diese den Transport nicht ertrügen und bei der Ankunft als wertlos vernichtet werden müßten. Eine solche Mitteilung, sagten die Leute vom Radio, könnte als Propaganda für unsere Produkte wirken und sei deshalb nicht zulässig.

Wir überlegten uns, ob wir Post und Bahn veranlassen sollten, all diese unverlangten Sendungen an den Absender zurückgehen zu lassen. Damit wäre zwar uns geholfen gewesen, aber für die Transportanstalt hätten sich neue Schwierigkeiten ergeben.

Mit der Vernichtung der Pilze war die Sache für uns noch nicht erledigt. Wir entschlossen uns, den Absendern als Entschädigung per Kilogramm zwei Franken zu vergüten, obwohl die verdorbenen Pilze für uns nicht nur keinen Wert hatten, sondern uns noch Arbeit verursachten. Der Vorfall erinnert einen an das Märchen vom Wunschring, in dem es heißt: «Es ist ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppel dick kommt.»

### Im Balkan der Kriegszeit

Je mehr der Krieg in Europa fortschritt, desto stärker wurde die Schweiz isoliert. Dennoch war es keineswegs so, daß die Grenzen hermetisch verschlossen gewesen wären.



Illustrationen  
Heinz Stieger

Während der ersten vier Kriegsjahre fuhr ich noch regelmäßig ins Ausland, nach Ungarn, nach Italien und Jugoslawien. Mein Weg führte mich durch Kriegsgebiet oder in Länder mit heftigen Partisanen-Kämpfen. Dabei gewann ich persönliche Eindrücke vom Kriegsgeschehen, vom Flüchtlingselend, von der Kriegswirtschaft und von dem mit jedem Krieg verbundenen Schmarotzertum. Ein paar dieser Bilder sind mir besonders deutlich im Gedächtnis haften geblieben:

Im Herbst 1942 fuhr ich zum vierten Mal von Budapest zurück in die Schweiz. Der Grund für diese vier Ungarnreisen war recht unerfreulich: Eine ungarische Firma in der Nähe von Budapest lieferte uns im Sommer 1941 rund dreihundert Fässer Eierschwämme in Salzlake. Bei der Kontrolle in Pratteln stellte sich heraus, daß im Durchschnitt pro Faß etwa dreißig Kilo Pilze fehlten. Das Untergewicht war durch vermehrte Salzlake wettgemacht. Die Rechnung war schon durch Clearing beglichen worden, und zwar hatte ich natürlich Pilze bezahlt und nicht Salzwasser. Nun galt es, vom ungarischen Lieferanten die Rückzahlung zu erlangen. Brieflich war nicht vorwärts zu kommen,

und es blieb mir nichts anderes übrig, als selber nach Budapest zu reisen. Dort zeigte sich, daß die einzige seriöse Person der Lieferfirma während der Manipulationen im Militärdienst gewesen war. Dieser Herr gab die Gaunerei zu, die anderen aber wehrten sich, schoben meine Klagen auf die lange Bank, so daß ich schließlich einen Budapester Anwalt beiziehen mußte – und im Zusammenhang mit diesem Handel vier Reisen notwendig wurden.

Die direkten Züge von Budapest nach Agram verkehrten gegen Ende 1942 nicht mehr. Ich hatte den Umweg über Vinkovci und Osijek zu machen.

In Osijek, einem den Pferdehändlern sehr bekannten Ort, stieg auf der Rückreise von Budapest her ein Geschäftsmann in meinen Wagen. «Wenn unser Zug in Vinkovci ankommt, so müssen wir uns sofort nach hinten begeben, um in den Schlafwagen des einfahrenden Schnellzuges Belgrad-Wien hineinzukommen», sagte er. «Im Schlafwagen ist der Aufenthalt angenehmer, selbst wenn wir keine Kabine mehr bekommen würden. Zwar sollte unser Zug um acht Uhr abends in Agram sein, aber ich kenne das Spielchen. Ich fahre jeden Monat zweimal hin und her, und stets verbringen wir die Nacht auf den Schienen, weil der Zug beim Einbruch der Nacht der Partisanenkämpfe wegen nicht weiterfährt und die Morgendämmerung abwartet.»

Ich war weniger pessimistisch, rannte indessen in Vinkovci zusammen mit meinem Begleiter sofort nach hinten und stürmte den Schlafwagen, obschon der Schaffner uns erklärte, es wären keine Plätze mehr frei.

Im Seitengang des Schlafwagens rannte eine kreischende Hühnerschar, welche ein älteres serbisches Ehepaar seinem in Agram arbeitenden Sohn zu bringen gedachte, aufgeregt umher. Die Schlafkabinen waren alle von deutschen Offizieren besetzt, welche in Begleitung junger Damen vom bulgarischen Kriegsschauplatz kamen, um in den Urlaub zu reisen.

## Ideen

1942 war das Jahr der größten deutschen Erfolge. Im «Signal» sah man Bilder von Landsern, welche im Ägäischen Meer badeten, andere promenierten in den Champs-Élysées oder ließen sich wüsthchenkaufend auf dem Rathausplatz von Kopenhagen photographieren. Die jungen Herren im Schlafwagen waren schon derart in Stimmung, daß man sich besser fernhielt.

Auf einer kleinen Station hielt der Zug an. Dem Bahndamm entlang fanden Kämpfe statt, anhaltender Geschützdonner war zu hören. Zwei Stunden lang blieb der Zug blockiert, fuhr wieder ein paar Kilometer und hielt aufs neue an. Mein Begleiter schaute sich vorsorglich nach einer Liegestätte oder wenigstens nach einer Ecke um, wo er auf seinem Koffer sitzend die Nacht verbringen könnte; ich aber behielt meinen Optimismus.

Ich behielt recht. Es war beinahe zehn Uhr abends, und der von der deutschen Besatzung über Agram verhängte Belagerungszustand war schon fast eine Stunde in Kraft, als unser Zug endlich einfuhr. Ein Tram fuhr nicht mehr. Taxi gab es keine. Ein einziger Kutscher saß schläfrig auf seinem Bock und die beiden sehr kleinen Gäule schienen ebenso verschlafen wie er. Wir schoben unsere Koffer in den Wagen, und hufeklappernd ging's durch die leeren, hallenden Straßen bis zum Dubrovnik-Hotel, wo mein Begleiter sich mit den Worten verabschiedete: «Wenn ich das nächste Mal die Reise wieder machen muß, hoffe ich Sie wieder zu treffen.»

Aus der Gegend des nördlichen Balkans, jener hochexplosiven Länderecke, wo schon der Funke zum Ersten Weltkrieg gezündet hatte, ist mir ein zweites Bild im Gedächtnis geblieben: Es war im September 1943 auf dem Bahnhofplatz in Triest. Der Ort war vollkommen verdunkelt. Es gab nichts zu essen und kaum etwas zu trinken. Schüsse ertönten. Da erblickte ich im Dunkeln einen etwa siebzehnjährigen Hitler-Jungen, der sinnlos in der Luft

herum schoß. Es war ein gespenstischer Anblick: man spürte, wie das junge Bürschlein durch wildes Knallen seine eigene Angst übertönen wollte.

Im jugoslawischen Dorf Postumja blieb mir ein ähnliches Bild haften. Vor dem verödeten Bahnhof standen Reihen von stämmigen italienischen Soldaten, bewacht von einigen Hitler-Jungen mit geladenen Revolvern. Die vormaligen Waffenbrüder des Hitler-Reiches waren nun plötzlich zu Verrätern oder Feinden geworden.

### Königliche Herrschaften, wir Demokraten und eine Idee

Meine Lehr- und Wanderjahre und meine Reisetätigkeit ließen mich auch am Geschehen jener Länder teilnehmen, mit denen ich nicht unmittelbar Handel pflog. Eines dieser Länder war Belgien.

Es war im Frühsommer 1907, als ich, jung an Jahren, in einer Antwerpener Firma meine Lehrzeit absolvierte. Unser paar Schweizer standen an einem Sonntagvormittag auf der Place de Meir, als der junge Graf von Flandern mit Gemahlin und Suite unter dem lauten Beifall der einheimischen Bevölkerung im offenen Wagen daherkam. Die Herrschaften fuhren zur Einweihung der erweiterten Hafenanlagen, und zwar an Stelle des Königs Leopold II., welcher bei den Flamen nicht sehr beliebt war, weil er nur Französisch sprach. Angesteckt von den Hurra-Rufen der Belgier, konnten wir Schweizer Demokraten uns nicht enthalten, ebenfalls Beifall zu klatschen.

Fast zwanzig Jahre später bin ich dem Grafen von Flandern, der inzwischen König der Belgier geworden war, unter merkwürdigen Umständen wieder begegnet: Auf einer Geschäftsreise im Bündnerland wollte ich in Arosa vor dem Mittagessen den Tea-Room der dortigen Confiserie aufsuchen, um wenn möglich beim Apéritif noch rasch einen Auftrag einzuholen. Das Fräulein, das mir meinen Ver-

mouth Gin brachte, war sehr aufgeregt.

Auf meine Frage, was denn los sei, platzte sie heraus: «Denken Sie sich, vor einigen Minuten kommt ein Ehepaar mittleren Alters, begleitet von einem Bergführer, in die Confiserie-Abteilung und setzt sich zum Apéritif nieder. Plötzlich zieht der eine Herr sein Rauchzeug aus der Tasche und will sich seine Pfeife anstecken. Ich mußte reklamieren und ihn darauf aufmerksam machen, daß auf dieser Seite des Lokals mit Rücksicht auf die ausgestellte Patisserie nicht geraucht werden dürfe. Der Herr hat nur verständnisvoll genickt und seine Pfeife wieder in die Tasche gesteckt. Erst nach dem Weggehen der Gäste vernahm ich, es habe sich um den König von Belgien, Albert I., und seine Frau, die Königin, gehandelt. Darum bin ich noch ganz aufgeregt. Es passiert einem schließlich nicht jeden Tag, daß man einem König das Rauchen verbietet.»

Wiederum zehn Jahre später, 1935, bummelte ich durch die Rue du Mont-Blanc in Genf, den Kopf in die soeben gekauften «Basler Nachrichten» gesteckt. Ich las, daß die Todesstätte der bei Küßnacht verunglückten Königin der Belgier, Astrid, mehr und mehr zu einem Pilgerort der belgischen Touristen werde und daß sich dort täglich eine Unmenge von Cars und Autos einfinde.

Da wird es nicht lange gehen, sagte ich mir, und findege Kleinhändler werden dort eine Verkaufsbudenstadt errichten, um allen Krimskrums und Kitsch an den Mann zu bringen.

In der Brasserie «Bavaria» traf ich zufällig den Basler Chefredaktor der Schweizerischen Depeschagentur und teilte ihm bei einem Glas Bier meine Bedenken mit. «Ich bin ganz Ihrer Meinung», antwortete er, «daß man alles tun sollte, um die gefürchtete Entweihung zu verhüten, aber wie?»

Da kam mir eine Idee. «Wie wäre es», fragte ich, «wenn die Eidgenossenschaft diesen Boden mit Um-

schwung kaufen und ihn der belgischen Nation oder dem Königshaus schenken würde?»

Mein Gesprächspartner war von dem Gedanken begeistert. «Noch heute abend», sagte er, «treffe ich verschiedene Kollegen der internationalen Presse und werde sie davon verständigen. Das wird einschlagen.»

Diskret war die Presse schon damals nicht. Sie stellte die Idee so dar, als hätte die Eidgenossenschaft den Plan schon verwirklicht oder wenigstens gebilligt. Dem Bundesrat blieb nicht viel anderes übrig, als gute Miene «zum bösen Spiel» zu machen.

#### Das Symbol

Ideen werden täglich zu Tausenden geboren. Diese eine hier ist auf guten Boden gefallen und darum verwirklicht worden.

Im Geschäftsleben ist es ähnlich. Die Ideen und Wünsche eines Lebensmittel-Importeurs zum Beispiel fallen nicht selten auf recht steinigen Boden, weil die vielen perfektionistischen schweizerischen Gesetzesbestimmungen und Erlasse ihr Wachstum behindern.

Auf der andern Seite aber können wir Importeure persönlich Anteil nehmen an der Verbindung unseres Landes mit dem Ausland.

Als Sinnbild gewissermaßen dieser Verbindung steht auf meinem Schreibtisch eine kleine Schale aus hellbraunem Stein, welche meine englische Lieferfirma Chivers & Sons Ltd. mir geschenkt hat. Sie ist nicht aus gewöhnlichem Stein: In den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges, als England trotz aller Rückschläge durchhielt – was ja auch im Interesse der Schweiz lag – erhielt das Parlaments-Gebäude in London einen Trefker, und aus den Steinen der eingestürzten Fassade haben die Engländer kleine Schalen hergestellt. Die meinige dient als Aschenbecher. Ich finde nämlich, es sei zwar richtig und gar nicht unmännlich, pietätvoll zu sein; aber man darf darüber die Realitäten nicht vergessen.



### «Nein, danke -

ich rauche nicht mehr und fühle mich wohl dabei.»  
«Wie haben Sie dies bei Ihrer Leidenschaft zur Zigarette fertiggebracht?»  
«Ganz einfach und mühelos mit

## NICOSOLVENS

der ärztlich empfohlenen Nikotin-Entgiftungskur.  
Bitte denken auch Sie an Ihre Gesundheit und machen Sie es wie ich.»

Aufklärende Schriften unverbindlich durch die Medicalia, 6851 Casima/Tessin

## Für Kinder\* und Liebhaber künstlerischer Graphik

\* zum Vorlesen  
ab 5 Jahren  
und zum Selberlesen  
von 8 bis 12 Jahren

Als eines der schönsten Schweizer Bücher des Jahres 1964  
ausgezeichnet: das Bilderbuch der 17jährigen  
Bettina Truninger

## Nastja und das ABC

Die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdes.  
36 Seiten, 20 schwarz-weiße Tuschzeichnungen.  
23 x 15,5 cm quer, Fr. 7.80

Die reizende Geschichte eines geplagten Spielzeugbären  
von Angela Koller

## Hannibal, der Tolggi

3.-8. Tausend. Mit 28 schwarz-weißen und 4 mehrfarbigen  
Illustrationen von Véronique Filozof. 76 Seiten. Fr. 11.65

Schweizer Spiegel Verlag Zürich

In unseren drei Grossküchen sind rund 100 Köche  
stets bemüht, den einfachen bis zu den verwöhnte-  
sten Ansprüchen gerecht zu werden.

